Zeitschrift: Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft = Actes de la Société Helvétique des Sciences Naturelles = Atti della Società Elvetica di Scienze Naturali

Herausgeber: Schweizerische Naturforschende Gesellschaft

Band: 91 (1908)

Artikel: Eröffnungsrede des Präsidenten

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-90162

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Hochgeehrte Versammlung!

Indem mir die ehrenvolle Aufgabe zu Teil geworden, unsere heutige Tagung zu eröffnen, soll ich zunächst im Namen des Jahresvorstandes Ihnen herzlichen Willkomm entbieten. Sie dürfen überzeugt sein, dass wir alle die Ehre zu schätzen wissen, die Sie uns erwiesen haben, indem Sie Glarus als Ort für Ihre 91. Jahresversammlung erwählten. Wir wissen zum voraus, dass uns durch Sie reiche Belehrung und Anregung zu Teil wird, und freuen uns von Herzen, wenn Sie in unserer Mitte Stunden verleben, die auch Ihnen Genuss und Anregung, Aufmunterung für mutiges Suchen und rastloses Forschen gewähren. Wir zweifeln auch nicht daran, dass das Zusammensein mit Arbeitsgenossen, der Gedankenaustausch, den Sie pflegen werden, Ihnen in der Tat den gehofften Gewinn bringen werde.

Mit dem Dank für Ihr Kommen muss ich aber doch zum voraus zwei Bitten verbinden. Wenn wir es gewagt haben, Sie zu uns nach Glarus einzuladen, so geschah es nicht ganz ohne Herzklopfen. Wir sind uns allsamt zum voraus klar bewusst, dass wir nicht die Gebenden, sondern die Empfangenden sein werden, dass wir Ihnen nicht das bieten können, was andere grosse und reiche Orte an vorausgehenden Versammlungen Ihnen geboten haben. Ich will von den materiellen Genüssen gar nicht reden; auch in Rücksicht auf geistige Darbietungen verhält es sich nicht anders. Glarus hat wohl breite Strassen, ist aber doch nur eine kleine Stadt, bis 1861 nur ein Dorf, entbehrt, was vor allem ins Gewicht fällt, einer höhern Schule, einer Kantonsschule oder gar einer Universität, die es

anderswo mit sich bringen, dass ein Stab von naturwissenschaftlich gebildeten Männern den Kern einer naturforschenden Gesellschaft bilden. Uns mangelt das. Wir können Ihnen darum leider auch keine reichen Sammlungen vorweisen. Dass die Botaniker oder Zoologen auch nur einen Blick in unser Naturalienkabinett werfen, dürfen wir Ihnen nicht zumuten, müssen vielmehr, im Bewusstsein unserer Dürftigkeit, Sie bitten, es nicht zu tun; aber auch die Geologen werden ausser einer Anzahl von Fischabdrücken aus dem Sernftal wenig genug finden, das ihr Interesse beansprucht.

Unsere glarnerische naturforschende Gesellschaft hätte es darum von sich aus gar nicht gewagt, Sie zu Ihrer Jahresversammlung nach Glarus einzuladen, hätte nicht das verehrte Zentralkomitee uns ausdrücklich versichert, dass es vielen Mitgliedern Ihrer Gesellschaft sogar angenehm sei, wenn mit den glänzend gestalteten Festen unserer Städte einfache, schlichte Versammlungen abwechseln, die zu intensiver Arbeit und kordialem Zusammensein mit Berufsgenossen mehr Raum gewähren. Deshalb müsste ich Sie, wenn Sie Ihre Erwartungen doch nicht erfüllt finden sollten, bitten, Ihre Reklamationen nicht an unsere Adresse, sondern an diejenige des löbl. Zentralkomitees zu richten, das den Gedanken, in Glarus zu tagen, ausgeheckt und uns zum Erlass einer Einladung aufgemuntert, uns aber auch grösste Einfachheit mündlich und schriftlich anbefohlen hat.

Ich weiss nicht, darf ich auch für meine zweite — persönliche — Bitte mich hinter Ihr Zentralkomitee verbergen. Da ich s. Z. als Präsident der glarnerischen naturforschenden Gesellschaft oft genug Anlass hatte, die Lücken meines naturwissenschaftlichen Wissens zu erfahren und durch dieses demütigende Bewusstsein auch zum Rücktritt von der Leitung unserer *kantonalen* Vereinigung veranlasst wurde, seither aber dieses Nichtwissen nur um so empfindlicher hinter den grossen Fortschritten der Naturwissen-

schaften zurückblieb, gehörte wohl in der Tat ein gewisser Leichtsinn dazu, das Jahrespräsidium einer *schweizerischen* naturforschenden Gesellschaft zu übernehmen. Wenn ich es dennoch getan, so geschah es einzig, weil sich aus unserm Kreise sonst niemand fand, der bereit war, diese Aufgabe zu übernehmen, und so stund denn schliesslich die Sache so, dass, wenn auch ich auf meiner Ablehnung beharrte, dann auf Glarus als Ort der Versammlung verzichtet werden musste. Unter diesen Umständen habe ich mich gefügt, und mussten Sie, wollten Sie nach Glarus kommen, mich mit in den Kauf nehmen. Deshalb hoffe ich denn um so zuversichtlicher auf Ihre gütige Nachsicht und Geduld.

Wenn unser Geologe Oberholzer oder Hr. Wirz als unser Botaniker mir für eine halbe Stunde ihr Wissen zur Verfügung stellen könnten, so würde ich wohl mein Eröffnungswort benützen, um Ihnen ein Bild unserer Glarner Flora vorzuführen oder Ihnen ein Kollegium über unsere glarnerische Geologie zu halten, über die Fragen, zu welchen die etwas reglementswidrige Aufeinanderfolge der geologischen Schichten in einem Teil unserer glarnerischen Gebirge Anlass bietet, wohl auch über die Erklärungsversuche, die in letzten Jahrzehnten, seit den Tagen eines Arnold Escher, unternommen wurden. Da aber ein solch geistiges Darlehen nicht zulässig erschien, habe ich meine guten Gründe, auf jene Erörterungen zu verzichten. Ich folge deshalb, indem ich „aus der Not eine Tugend mache“, dem Beispiel einiger meiner Vorgänger, die Ihnen statt naturwissenschaftlicher Darbietungen historische Erinnerungen vortrugen, d. h. statt über die Natur ihres Landes zu reden, Ihnen über die naturwissenschaftlichen Leistungen ihrer Gesellschaften oder ihrer Landeskinder berichteten. So lassen Sie denn auch mich ein ähnliches versuchen, Ihnen vorführen, was die Glarner früherer Tage auf dem Gebiete der Naturwissenschaften geleistet haben.

Aus schon angeführten Gründen ist freilich auch die Zahl der glarnerischen Naturwissenschäftler nur eine höchst

bescheidene, und ausser dem einen Oswald Heer, auf den wir Glarner allerdings mit Recht stolz sind, sind es keine Sterne erster Grösse, die ich Ihnen vorführen kann. Strenge Kritik würde vielmehr wohl mehr als einem der von mir zu Nennenden den Namen Naturforscher rundweg absprechen, weil sie allerdings nicht zu denen zählen, welche in die Tiefen der Naturwissenschaft eindringend neue Gesetze entdeckten, der Wissenschaft irgendwie neue Bahnen wiesen. Es sind Männer, die, mit beschränktem Wissen ausgestattet, immerhin dem Leben der Natur reges Interesse entgegenbrachten und vor allem den Drang in sich spürten, das, was sie davon wussten und verstanden, auch den andern mitzuteilen, ihren Volks- und Zeitgenossen mit ihrem Wissen zu dienen und zu einer richtigern Erkenntnis der Natur behilflich zu sein. Indem ich ihr Gedächtnis erneuere, darf ich für diese etwas weitere Fassung des Begriffs eines Naturforschers mich vielleicht auf § 1 unserer Statuten berufen, der als Zweck unserer Gesellschaft nicht bloss Beförderung der Kenntnis der Natur überhaupt und der vaterländischen insbesondere, sondern auch die *Ausbreitung* und Anwendung dieser Kenntnis zum Nutzen des Vaterlandes bestimmt.

Diese weitherzige Fassung muss ich wohl zum voraus in Anspruch nehmen, wenn ich — mit dem 17. Jahrhundert beginnend — an erster Stelle nenne:

Heinrich Pfendler[1]) von Schwanden,

den Verfasser eines 1670 in Basel erschienenen Büchleins, das den Titel trägt: „Gründliche Beschreibung der hohen Bergen, sambt der sich darauff befindender Fruchtbarkeit, wilden Tieren, deren Natur und andern Wunderdingen des löblichen Orts und Lands Glarus.“ Wie schon dieser Titel

---

[1]) 1662—87 Pfarrer von Schwanden. 1686 wählte ihn die evangelische Synode zum Kammerer (Aktuar der Synode), aber ehe er ein erstes Mal als solcher geamtet, starb er am 13. August 1687.

verrät, möchte Pfendler seine Mitbürger in Basel und Zürich und andern Schweizerstädten durch sein Büchlein veranlassen, in die Berge zu kommen und da die Herrlichkeiten zu geniessen, die allda zu sehen sind und die er ihnen möglichst anschaulich beschreibt, die lieblichen Berge des Landes Glarus, die *lieblichen* — das ist sein immer wiederkehrendes Wort — die lieblichen Alpseen, wie die Hechte und Forellen, die in seinen Gewässern sich tummeln, die er selbst in dem dritthalb Stunden von der Ebene entfernten Diestaler-See (Engiseelein am Kärpf, 1900 m. h.) beobachten konnte, wie sie „herfür hüpfen, ihre Nahrung suchend, darunter etliche, deren einer sicherlich zwei Pfund an dem Gewicht, doch gewüss eine Augenlust, zur lieben Sommerzeit ohnvermerkt solchen lustigen Tieren an gar so wilden und ganz einsamen Orten zuzuschauen.“ Er beschreibt dann auch die Gletscher, wie in ihnen der alte, verlegene Schnee gefroren, hart als Stein, von vielen hundert Jahren zusammengedruckt, hell und klar, wie schöner Krystall. Nachdem er auch des Geographen Sebast. Münsters Behauptung, es scheine auf der Spitze der Berge stets still und ruhig zu sein, widerlegt, da auch die Bergesgipfel von wilden Stürmen umbraust werden, macht er seinen Lesern den Mund wässrig, indem er ihnen die Aussicht auf fern von uns gelegene Länder, Seen, Städte und Fluren beschreibt. Als Beispiele wählt er die uns hier in Glarus am nächsten gelegenen und heute ihrer Aussicht wegen auch viel besuchten Berge: „den *Schilt,* von dem aus man nicht nur durch das Zürichgebiet hinabsieht, sondern auch gegen dem Schwabenland, Bodensee etc., dass es über alle Massen anmuthig ist,“ und den *Glärnisch,* „von dem etwann Fremde aus Hörensagen eins und das andere zu reden wissen, der aber nicht so wild und hoch ist, als man einst vermeinte. Allein seiner Gelegenheit nach sihet man in die Weite und Ferne mit grosser Freude. Man spüret stets einen temperirten Luft, sei es in der Ebene so heiss, als es immer wolle. Dahero solch hohe

Berge zu besteigen, schon solcher kühlen Luft wegen erfreulich und erquickend.“ Und ganz besonders einlässlich erzählt er dann von dem muntern Volk der Gemsen, denen zuzusehen, wie sie in schnellstem Laufe die Felsen hinaufspringen, dass „lieblicheres gar nicht gesehen werden kann,“ und von den „Munken, mures Alpini,“ und ihrem wunderbaren Winterschlafe. Auch von edlen Kräutern und viel nutzlichen Wurzeln dieser hohen Alpen weiss er zu berichten.

Dies und das, was er in seinem Büchlein erzählt, möchte ja freilich naturkundige und wissensstolze Gymnasiasten von heute zum Spotte reizen. Wenn wir aber bedenken, dass es im Jahr 1670 war, da Pfendler sein Büchlein geschrieben, und uns gegenwärtig halten, wie viele Gelehrte damals nur von den „Schrecknissen“ der Alpen zu berichten wussten, möchte ich an meinem Teil es unserm Pfendler doch ganz entschieden zum Verdienst anrechnen, dass er seinen Lesern die Schönheit und *Lieblichkeit* der hohen Berge beschreibt und sie so eindringlich zum Besuche derselben aufmuntert, auch durch sein eigen Beispiel zum sinnenden Beobachten des Naturlebens sie anleitet. Wir können uns denken, wie sehr Pfendler sich freuen würde, könnte er heute beobachten, in wie reichem Masse sein Wunsch sich erfüllt hat, wie fleissig unser heutiges Geschlecht in die Berge hinaufsteigt und da droben über der Berge Lieblichkeit und ihren allezeit temperierten Luft sich freut, auch nicht bloss vom Schilt und Glärnisch, sogar vom König der Glarnerberge, von dem ihm als unersteiglich geltenden Tödi aus auf die „ferne gelegenen Länder und Seen“ ausschaut. Vierzig Jahre nach Heinrich Pfendler begegnet uns der Chronist

Heinrich Tschudi,[1])

wie Pfendler Pfarrer von Schwanden, ein überaus fruchtbarer Schriftsteller, der nicht bloss die erste Glarner-

[1]) cf. Allgemeine deutsche Biographien 38 Band, pg. 746—48.

chronik herausgab, der auch der erste Redaktor einer schweizerischen Zeitschrift war. Wenn wir heute die Zahl der nicht nur monatlich oder doch wöchentlich, sondern täglich, sogar täglich mehrmals erscheinenden Zeitungen überblicken und wissen, wie viele Tausende bald nichts andres mehr lesen, als ihre Zeitungen, so kommt es uns doch fast wunderlich vor, dass es erst 200 Jahre her sind, da im ganzen Gebiet einer löblichen Eidgenossenschaft keine Zeitung erschien, dass erst 1714 die erste Zeitschrift herauskam, und noch fast verwunderlicher, dass der Redaktor dieser Zeitschrift („Monatliche Gespräche") nicht in Zürich oder Basel, nicht in einer Stadt, wo doch das politische und wissenschaftliche Leben „in besonders regen Kreisen" zu zirkulieren pflegt, sondern im engen Tal der Linth, in Schwanden, wohnte. Nun, dieser Heinrich Tschudi, der erste schweizerische Zeitungsredaktor also, hat nicht bloss mit politischen und historischen, mit philosophischen und ethischen Fragen, sondern auch mit Medizin, mit der Lehre vom gesunden und kranken Menschen und damit ja doch auch mit einem Zweig der Naturwissenschaften sich beschäftigt. Schon 1710 hatte Heinrich Tschudi bei J. H. Lindiner in Zürich erscheinen lassen: „Das gesunde und lange Leben oder schrift- und vernunftmässige Diäta, worin gezeigt wird, wie der Mensch vermittelst einer wohl eingerichteten Lebensordnung und des Gebrauchs einiger bewährten Arznei-Mitteln seine Gesundheit erhalten und zu einem hohen Alter gelangen möge; anfangs zwar zu guter Freunden Dienst aufgesetzt und nur auf Begehren zu gemeinem Nutzen an Tag gegeben." Einleitend erzählt er, wie er in frühster Jugend „ein sehr schwache Complexion gehabt, wesswegen man ihn auch in ein gewisses nah gelegenes Frauenkloster gebracht, um mit Arzneien wider die besorgte Hectic oder das „Abnehmen" helfen zu lassen, auch nach der Zeit viel Zufälle und Schwachheiten erlitten und aus der Besorg der bedeuteten Krankheit ihm selbst zuweilen einen frühen Tod prognostizirt." Das wurde denn für ihn

Ursache, um so mehr acht zu haben auf das, was die Gesundheit fördert und was ihr hingegen schädlich wäre; da er denn durch Achthaben auf das, was der Gesundheit zuträglich, in der Tat gesund geworden und, wenn auch sine prominente ventre (ohne vorstehendes Bäuchlein), auch ohne rote Rosenwangen, wenig Ursache mehr hat, sich über viel Schwachheiten zu beklagen. Deshalb möchte er denn mit dem, was ihn eigene Erfahrung gelehrt, gerne auch den andern dienen, und so redet er in seinem Buche zunächst von der Gesundheit und dem Leben der Menschen insgemein, d. h. von dem hohen, alles übersteigenden Wert der Gesundheit und von der Torheit derer, die wohl auch wünschen gesund zu sein und doch so vieles tun, wodurch sie die ihnen verliehene Gesundheit verderben, da es doch so viel leichter wäre, die Gesundheit zu behalten, als wiederum zu erlangen, wenn sie verdorben ist. Nachdem er so durch allgemeine Erörterungen über den Wert der Gesundheit und sodann über den Bau und die Einrichtungen des menschlichen Körpers die Grundlage für seine Diäta gelegt, redet er zunächst von der *Luft*, zweitens von Speis und Trank, drittens vom Schlaf und Wachen, viertens von Bewegung und Ruhe, fünftens von Öffnung und Verstopfung und sechstens von den Gemütsbewegungen; in einem Anhang aber redet er noch vom Schrepfen und Aderlassen (und zwar sehr eifrig gegen das damals überschwänglich betriebene, sogar bei durchaus blutarmen Leuten praktizierte Aderlassen), vom Purgieren, Schwitzen etc., sowie vom Tabak, Tee, Kaffee und andern Genussmitteln.

Schon dass er zunächst von der Luft — der auch heute von so vielen nicht in ihrem hohen Wert erkannten Luft — redet und die subtile, von bösen Dünsten befreite, gesunde Luft als unser nötigstes Nahrungsmittel preist, darf doch vielleicht als Beweis gelten, dass Tschudi seine Aufgabe nicht nur mit Ernst, sondern auch mit wirklichem Verständnis erfasst hat. Dass er den erst 1772 entdeckten Sauerstoff noch nicht kennt und für dies und das freilich

noch recht seltsame Erklärungen beibringt, wird ihm kein Verständiger zum Vorwurf machen. Auf's Ganze gesehen, darf Tschudis Diäta als verdienstliches Werk gelten, das für seine Zeit ein gleiches Ziel erstrebte, wie 160 Jahre später die bekannten „Vorposten der Gesundheitspflege" des trefflichen St. Galler Hygienikers Sonderegger. Hätte schon 1710 eine schweizerische naturforschende Gesellschaft bestanden, so hätte unser H. Tschudi es verdient, unter ihre Ehrenmitglieder aufgenommen zu werden.

Nicht bloss Ehrenmitglied, sondern *wirkliches* und aktives Mitglied der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft, vielmehr einer ihrer Gründer war der dritte Glarner, dessen Gedächtnis ich heute erneuern möchte:

Joh. Rudolf Steinmüller,[1])

der Sohn eines glarnerischen Schulmeisters und selbst eifriger Schulmann. Von seinem Vater von Anfang an für den geistlichen Stand bestimmt, diente er zunächst in Mühlehorn, dem glarnerischen Nizza, nachher auf Obstalden, „der Stadt auf dem Berge", 1799—1806 im appenzellischen Gais und am längsten, 1806—35, im st. gallischen Rheineck. Neben seinem Pfarramt und seiner eifrigen Tätigkeit für Förderung des Erziehungswesens widmete er sich mit Vorliebe naturwissenschaftlichen Studien. Als 1799 der helvetische Minister Stapfer von sämtlichen schweizerischen Religionslehrern u. a. zu erfahren wünschte, welches ihre wissenschaftlichen Lieblingsbeschäftigungen wären, nannte Steinmüller als solche „die helvetische Zoologie und Mineralogie". Und dass er damit die Wahrheit bekannt, zeigt aufs deutlichste der von Prof. Dr. Dierauer veröffentlichte Briefwechsel unsers Joh. Rud. Steinmüller mit Hans Conrad Escher,

---

[1]) Geboren 11. März 1773, gestorben 28. Febr. 1835. Er war Mitglied des st. gallischen Erziehungsrates und seit 1831 Antistes der reformierten Kirche des Kantons St. Gallen.

dem Schöpfer des Linthwerkes, dem grossen, tatkräftigen Menschenfreund und einsichtigen Politiker, der durch seine naturwissenschaftlichen, speziell seine mineralogischen und geologischen Forschungen auch die meisten seiner Zeitgenossen um Haupteslänge überragte. Neben politischen Angelegenheiten und Erörterungen über Schul- und Erziehungsfragen nehmen in dieser Korrespondenz die Besprechungen naturwissenschaftlicher Gegenstände einen breiten Raum ein. Wir ersehen daraus, mit welchem Eifer Steinmüller seine mineralogischen und noch mehr seine ornithologischen Sammlungen fortwährend vermehrte, wie er, gleichzeitig ein Jäger und ein ausgezeichneter Läufer, Tage lang die Rheingegend durchstreift, aber auch aus andern Landesgegenden durch Kauf und Tausch, aber da und dort auch durch eindringliche Bitten immer neues Material sich verschafft. Dabei will er aber nicht blosser Sammler sein, nicht bloss Tiere erlegen und ausstopfen, sondern noch mehr liegt ihm daran, das *Leben* seiner Vogelwelt zu belauschen — dafür watet er in die Berge durch hohen Schnee und ist er Tage lang am Rhein und auch am Bodensee drunten auf der Wacht, „um das Kommen und Vorbeistreichen der Zug- und Streichvögel zu beobachten.“ Und zu gleichem Zwecke, einer möglichst gründlichen Kenntnis der helvetischen Vogelwelt, setzte er sich auch mit den verschiedensten Ornithologen der Schweiz in schriftlichen und persönlichen Verkehr, um auf Grund gemeinsamer Beobachtungen ein immer richtigeres Bild vom Tun und Lassen, von den Lebensgewohnheiten und Eigenschaften der schweizerischen Vogelwelt zu gewinnen. Scharfe Beobachtungsgabe, wie die nötige Ausdauer machen es ihm denn auch möglich, anschauliche und zuverlässige Darstellungen, vor allem der Alpenvögel, zu bringen, die er in der von ihm und seinem Freunde Ulrich Salis 1806—09 herausgegebenen Zeitschrift Alpina und nachher, 1821 und 1827, in der von ihm allein redigierten „Neuen Alpina“ veröffentlicht. Wie wir schon andeuteten, gehörte er zu

den 35 Gelehrten und Naturfreunden, welche 1815 sich zum Bunde der „allgemeinen schweizerischen Gesellschaft für die gesamten Naturwissenschaften“ zusammenschlossen. Und als im Juli 1819 diese Gesellschaft ein erstes Mal in den Mauern von St. Gallen tagte, beteiligte sich Steinmüller aktiv durch einen Vortrag: Über die Verdienste des Doctor Conrad Gessners von Zürich und des Pfarrer Daniel Sprünglis von Bern um die schweizerische Ornithologie überhaupt und namentlich um die Naturgeschichte der Alpenvögel. In demselben spricht er auch den Wunsch und die Hoffnung aus, dass die Gesellschaft *die Geschichte der Naturgeschichte der Schweiz* als eine ihrer Aufgaben betrachten möchte, damit wir dadurch eine klare Einsicht von dem erhalten, was nun in jedem Fache für das Fortschreiten in der Wissenschaft besonders und namentlich auch von uns noch getan werden könnte und sollte.“ Auch 1830, als die schweizerischen Naturforscher ein zweites Mal in der Stadt des h. Gallus sich sammelten, bildete Steinmüller mit Dr. Zollikofer und Professor P. Scheitlin das „geistesmächtige Trio, dem vor allem die wissenschaftliche Ausgestaltung jener Festtage zukam.“ [1]) Steinmüller seinerseits gab einen historischen Überblick über das Dasein und die Wirksamkeit der st. gallischen landwirtschaftlichen Gesellschaft, die sich seit 11 Jahren mit der Hebung der Viehzucht, der Verbesserung der Milchwirtschaft, Anpflanzen von Ölsaat und Runkelrüben und Einführung der Seidenzucht beschäftigte. Wie dieses Referat zeigt, verleugnete auch Steinmüller nicht die bei aller Wissenschaftlichkeit aufs Praktische abzielende Glarnerart. Dieselbe praktische Tendenz verrät auch die schon erwähnte, von Steinmüller herausgegebene Neue Alpina, die sich als eine „Schrift, der schweizerischen Naturgeschichte, Alpen- und Landwirtschaft gewidmet“, bezeichnet. Und Gleiches gilt auch von

---

[1]) Dr. Ambühl, in Verhandlungen der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft in St. Gallen. pg. 11.

Friedrich v. Tschudi,[1])

den wir wegen dieser geistigen Verwandtschaft mit Steinmüller gleich hier und vor seinem ältern Bruder J. Jak. Tschudi folgen lassen. Mit ihm rücken wir der heutigen Generation schon näher. Ein gut Teil von uns hat, wie ich vermute, in jungen Jahren noch selbst sich an Tschudis „Thierleben der Alpenwelt“ erlabt und aus diesem klassischen Buche seine Freude am Leben der Natur und sein Interesse für zoologische oder auch botanische Studien vertieft. Nicht umsonst hat Tschudis Tierleben der Alpenwelt noch zu seines Verfassers Lebzeiten nicht weniger als 10 Auflagen erfahren und ist auch in verschiedene Sprachen übersetzt worden. Überall spürt man es dem Buche ab, dass es auf solider, wissenschaftlicher Grundlage und auf eigenen genauen Beobachtungen; wie den Wahrnehmungen und Mitteilungen anderer, zuverlässiger Forscher ruht. Dabei gibt es aber nicht trockene Gelehrsamkeit, deren oberster Zweck es ist, ein System aufzustellen und die Lebewesen in Klassen, Gattungen, Arten und Unterarten einzuteilen und allerlei äusserliche Merkmale und Unterscheidungszeichen aufzustellen; vielmehr sucht Tschudi seinen Lesern ein möglichst getreues und anschauliches Bild von dem Leben der uns umgebenden Tierwelt zu geben. Er löst darum auch das Einzelne nicht von seiner Umgebung, sondern, wenn er das Tierleben der Alpen uns kennen lehren will, redet er auch von den Pflanzen, von der Vegetation der Alpen und auch von den Felsen, auf denen die Gemsen der Berge wohnen, er zeichnet sie als den grossen Rahmen, in den er seine Bilder — „Biographien und Tierzeichnungen“ — hineinstellt. Und wie diese Bilder durch ihre Anschaulichkeit uns fesseln,

---

[1]) Geb. 1820 Mai 1. in Glarus, studierte Theologie in Basel, Bonn, Berlin und Zürich, wurde 1843 Pfarrer von Lichtensteig, Toggenburg, musste aber infolge eines Brustleidens schon 1847 zurücktreten und wandte sich schriftstellerischen Arbeiten zu. 1864 trat er in den Grossrat des Kt. St. Gallen ein, 1868 wurde er Regierungsrat, 1877 Ständerat. Er starb 1886 Jan. 24.

so waren auch die Feinheit einer edlen Sprache und der dichterische Hauch, der aus so manchen Partien des Buches uns entgegenweht, geeignet, das Buch zu einem Lieblingsbuch der Jugend zu machen, aber auch die Freundschaft älterer Leser ihm zu gewinnen und zu erhalten, und beide, Jung und Alt, zu aufmerksamem Beobachten der Natur anzuleiten.

Wenn Tschudis Arbeiten vielfach eine poetische Ader verraten, so verleugnet doch auch er nicht jene Glarnerart, welche auch die Naturwissenschaft gern in den Dienst des praktischen Lebens stellt. Auch in seinem Tierleben der Alpenwelt redet und erzählt er nicht nur von der freilebenden Tierwelt der Alpen, sondern widmet einen zweiten — allerdings kürzern — Teil auch den zahmen Tieren der Alpen, der Darstellung des Alpenrindviehs, der Ziegen, der Bergschafe, der Pferde und der Hunde im Gebirge. In der Folgezeit aber erhalten wir aus Tschudis Feder eine Reihe von Arbeiten, in denen er mit seinen naturwissenschaftlichen Kenntnissen der Alp- und Landwirtschaft zu dienen sucht. Wir nennen die Broschüre: „Die Vögel und das Ungeziefer“, die 1854 erschien und 1858 schon eine starke sechste Auflage erlebte, „Der Obstbau und seine Pflege“, eine gekrönte Preisschrift, ferner die im Jahrbuch des Alpenklubs erschienenen „Alpwirtschaftliche Streiflichter“, und vor allem sein 1863 erschienenes „Landwirtschaftliches Lesebuch“, das eine Reihe von Auflagen erlebte und auch ins französische übersetzt wurde.

Wenn so Friedrich von Tschudis Arbeiten vor allem die Natur unseres schweizerischen Vaterlandes zum Gegenstand seines Forschens und Darstellens hatten, so ging dagegen das Streben seines 2 Jahre ältern Bruders

Joh. Jakob von Tschudi[1])

in die Weite und Ferne. Während Friedrich von Tschudi dem Kanton St. Gallen als Regierungsrat, Erziehungs-

[1]) Geboren 1818 Juli 15, gestorben 1889 Okt. 8.

direktor und Ständerat diente, befand sich sein Bruder Joh. Jakob 1860—62 als ausserordentlicher Gesandter der Schweiz beim Kaiser von Brasilien und nachher als Gesandter der Eidgenossenschaft in Wien. Ähnlich verhält es sich auch mit seinen naturwissenschaftlichen Leistungen. Nachdem er als Gymnasiast in Zürich den Unterricht des bekannten Ornithologen Schinz und als Student den eines Hans Conrad Escher, Oswald Heer und anderer genossen und mit grossem Eifer seinen naturwissenschaftlichen Studien obgelegen, ging er zur Vollendung seiner zoologischen Studien nach Neuchâtel zu Agassiz und durch diesen erhielt er Gelegenheit und Aufforderung, im Auftrag des neuenburgischen Museums die Westküste Südamerikas zu besuchen. Die Reise dorthin nahm freilich infolge des damals ausgebrochenen chilenisch-peruanischen Krieges einen nicht ganz programmmässigen Verlauf. Seine Energie — ein Erbteil seiner Mutter — trat aber auch vor den Hindernissen, die sich ihm entgegentürmten, nicht zurück; er schlug sich schliesslich glücklich durch die chilenischen Eroberer durch, lebte sieben Monate in selbsterrichteter Blockhütte im Urwald des Tsuntsosgebietes, machte in Lima das medizinische Baccalaureat und praktizierte daraufhin an verschiedenen Orten. Als er nach drei Jahren nach Europa zurückkehrte, brachte er eine wertvolle wissenschaftliche Ernte mit nach Hause und konnte darum auch aus dem reichen Schatze eigener Erfahrungen über Südamerika, Peru insbesondere, einlässlichen und gründlichen Bericht erstatten, über seine Fauna („Untersuchungen über die Fauna peruviana"), aber auch über die geographische Verbreitung der Krankheiten in Peru und ebenso über die kulturhistorischen und sprachlichen Verhältnisse des Landes. Indem er nachher noch zweimal Südamerika durchreiste, verdanken wir seiner Feder eine grosse Reihe von kleinen und grössern Arbeiten über Südamerika, welche die verschiedensten naturwissenschaftlichen und ethnographischen Gebiete umfassten. Wenn er in der Vorrede zu seinen

„Reisen durch Südamerika“ von den Pflichten, die einem Forschungsreisenden zukommen, etwas einlässicher redet, so hat er selbst augenscheinlich sich bemüht, diese Pflichten treulich zu erfüllen, „um von möglichst unparteiischem Standpunkte und mit klarem Blicke die Verhältnisse zu prüfen, ehe er darüber aburteilt“, und nicht durch „Flüchtigkeiten, notorische Unwahrheiten, arrogantes Absprechen über Land und Leute, voreilige und irrige Schlussfolgerungen von einem oder wenigen Beispielen auf das Ganze, wie sie leider so häufig in Reisebeschreibungen vorkommen“, die Leser irrezuführen. Es mag sein, dass Tschudi kein schöpferischer Denker war (Fr. Ratzel, in A. D. B. 38, 752), aber als ein durchaus zuverlässiger Beobachter und Beschreiber, dem eine grosse Ausdauer und gründliche naturwissenschaftliche Kenntnisse zu Gebote stunden, darf er mit Recht gelten; und darum, wenn auch die geographische Wissenschaft Tschudi keine eigentlichen „Entdeckungen“ verdankt, so hat er doch durch seine Reisewerke die Kenntnis Südamerikas wesentlich gefördert. Deshalb bleiben dieselben auch ohne Zweifel eine Hauptquelle für die Kenntnis der wirtschaftlichen und politischen Zustände Südamerikas in der Mitte des 19. Jahrhunderts.

Und nun darf ich auch noch einige Worte dankbaren Gedenkens dem Manne widmen, von dem ich Eingangs schon bekannt habe, dass wir Glarner — soweit wir wenigstens um Naturwissenschaft oder überhaupt um wissenschaftliche Fragen uns interessieren — stolz darauf sind, ihn den Unsrigen nennen zu dürfen, unserm

Oswald Heer,

dessen 100sten Geburtstag wir heute feiern — er ist am 31. August 1809 geboren. Es kann sich selbstverständlich für mich nicht darum handeln, Ihnen ein Lebensbild des grossen und doch so bescheidenen Forschers vorführen zu wollen. Ich würde damit Überflüssiges tun, da er selbst

und seine Verdienste Ihnen allen, wie ich denke, bekannt sind. Seine „Urwelt der Schweiz“, seine Flora der Tertiärzeit und vielleicht noch mehr seine Flora fossilis arctica haben seinen Namen durch alle Länder Europas hindurch getragen. Nicht bloss deutsche und schweizerische Naturforscher haben seinen Ruhm verkündigt; auch die englischen Gelehrten, so ablehnend sie sich anfänglich ihm gegenüber verhielten, haben in der Folgezeit ihre Ansicht gründlich geändert und haben durch den Mund ihrer berufensten Vertreter (z. B. Hooker, Lyell) es bekannt, dass durch Oswald Heer die Phytopaläontologie auch bei ihnen zu Ehren gekommen, haben es anerkannt: „Vorzugsweise den Arbeiten Heers verdanken wir die grossen Fortschritte unserer Kenntnisse über die miocenen, pliocenen und postpliocenen Floren Zentral-Europas; diese Arbeiten weisen *auf breitem und sicherem Grunde* die nahe Verwandtschaft zwischen den Vegetationen dieser Epoche und der gegenwärtigen des östlichen Nordamerikas und östlichen Asiens nach“ (Hooker 1877). Die holländische Gesellschaft der Wissenschaften in Harlem hat ihm schon 1859 für seine „Tertiärflora der Schweiz“ den grossen Preis zuerkannt, den sie zur Feier ihres 100jährigen Bestehens ausgesetzt hatte, und selbst in Frankreich, das doch so gerne mit dem Ruhm seiner eigenen grossen Geister sich begnügt, erlangten nach und nach Heers Verdienste ihre Anerkennung (z. B. durch die Akademie der Wissenschaften in Paris). Im hohen Norden ist sein Ruhm verewigt, indem auf Spitzbergen ein „Cap Heer“, von Nordenskiöld so geheissen, und an der Ostküste von Grönland ein „Cap Oswald Heer“, von der deutschen Nordpolexpedition so genannt, seinen Namen auch künftigen Geschlechtern verkündigen, ebenso wie manche lebende und fossile Pflanzen den Namen des unermüdlichen Forschers tragen.

Meinerseits seine Verdienste „würdigen“ zu wollen, wäre deshalb ein Überflüssiges nicht nur, sondern müsste Ihnen beinahe als Anmassung erscheinen, zumal unter Ihnen sich

finden, die nicht nur vermöge ihrer wissenschaftlichen Ausrüstung seine Arbeiten so viel besser zu würdigen wüssten als Unserein, die ihm auch persönlich noch so viel näher stunden, als seine Mitarbeiter und noch mehr andere als seine Schüler. Diese letztern zum voraus haben jene hingebende Treue kennen gelernt, mit der er seinem Beruf, seinen Studenten lebte, sowie den köstlichen Humor, durch den er in gesunden Tagen bei Exkursionen alle Teilnehmer erfreute, den er aber auch noch in Tagen körperlicher Leiden in bewundernswerter Weise sich bewahrte; sie haben ebenso kennen gelernt die Geduld und Ausdauer, mit der er die minutiösesten Untersuchungen besorgte, den unermüdlichen Fleiss, mit dem er all seinen Arbeiten obgelegen und der uns vielleicht am meisten augenscheinlich wurde, als er durch ein böses Fussleiden mehr als ein Jahr lang ans Lager gefesselt war; denn gerade damals trafen wir ihn nie müssig, sondern ward sein Krankenzimmer zum Laboratorium, in welchem stets Kisten voll fossiler Pflanzen für den Untersuch bereit lagen, und wie leuchteten seine Augen, wenn er uns von seinen Wahrnehmungen berichtete, wenn er das, was der kalte Stein ihm erzählte, uns deutete, in lebendige, anschauliche Bilder umsetzte, wenn er die Pflanze wirklich entdeckte, auf deren Vorhandensein eine versteinerte Zikade ihn vorher mit aller Bestimmtheit hatte schliessen lassen. Wir alle, die wir ihm irgendwie näher traten, mussten uns unwillkürlich mitfreuen, wenn er mit Begeisterung von den Entdeckungen der Wissenschaft erzählte, haben die Klarheit bewundert, mit der sein geistiges Auge die Vorgänge längstvergangener Zeiten überschaute. Je mehr wir aber zu diesem durchdringenden, ferne Länder und Zeiten umspannenden Wissen aufschauten, desto mehr haben wir dann auch über die aufrichtige Bescheidenheit, die den tiefgründigen Forscher zierte und ihn vor jedem hochmütigen Absprechen bewahrte, wie über sein — mit jener Demut wohl im Zusammenhang stehendes — tiefreligiöses Empfinden uns gefreut.

Von alle dem weiter zu reden, unterlasse ich billig. Dagegen daran darf ich Sie wohl noch erinnern, obschon ich auch damit Ihnen nichts Unbekanntes sage, mit welcher Treue er unserer Gesellschaft zugetan war. Nicht weniger als 42 kleinere und grössere Vorträge hielt er im Schosse der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft, nicht weniger als 24 Jahresversammlungen hat er beigewohnt, und ich hoffe niemand zu verletzen, wenn ich sage, dass, wenn Heer erschien, er und sein alter ego, Prof. Arnold Escher, Studer von Bern und Merian von Basel den festen Kern bildeten, um den die übrigen gern sich scharten. Noch an der Jahresversammlung in Zürich vom August 1883, nur sieben Wochen vor seinem Tode, nahm der 73jährige regsten Anteil, blieb schon am Empfangsabend auf der Meise in fröhlichster Unterhaltung mit seinen Freunden zusammen, legte der Hauptversammlung seine letzte Arbeit (über die nivale Flora der Schweiz) vor und sprach in der Sitzung der botanischen Sektion noch über die fossile Flora von Grönland.

Wenn aber so die schweizerische naturforschende Gesellschaft ihn während 51 Jahren den Ihren nennen durfte, so hatten auch wir Glarner ein Recht, auch da er seinen Sitz dauernd in Zürich genommen hatte, ihn dennoch den unsrigen zu nennen. Nicht nur hatte er hier, in Glarus, sein Heimatrecht, nicht nur hat er in Matt seine Jugendjahre verlebt, auf den Bergen des Sernftals zuerst seine naturwissenschaftlichen Jagden ausgeführt, sein erstes Herbarium, wie seine erste Käfersammlung sich angelegt: er blieb ein guter Glarner sein Leben lang. Auch als er zum weltberühmten Gelehrten geworden, kehrte er allzeit immer wieder gerne in unsern glarnerischen Tälern und Bergen ein und bewahrte seinen hiesigen Freunden und Bekannten ein freundliches Andenken — und wenn es auch nur ein armer Wurzelgräber gewesen, mit dem er vordem zu Berge gestiegen und mit dem er über seine Familienverhältnisse oder seine Geissen geplaudert hatte.

Und nun sollte ich zum Schlusse Ihnen als der Muttergesellschaft wohl auch noch kurzen Bericht geben, wie es Ihrer Tochter, der glarnerischen naturforschenden Gesellschaft, seit Ihrem letzten Besuch im Lande des heiligen Fridolin ergangen. Nun, im Jahr 1882, als Sie im Stachelberg tagten, bestand eigentlich noch gar keine glarnerische naturforschende Gesellschaft, sondern erst ein „botanischer Klub des Grosstals“, der damals an der Sitzung der botanischen Sektion teil nahm und Ihnen, d. h. Herrn Dekan Zollikofer von Marbach und Herrn Professor Schnetzler von Lausanne ziemlich viel „Heu“ vorwies. Allein die beiden Herren waren sehr milde in ihrem Urteil und ermunterten die jungen Botaniker von Glarus in freundlichster Weise, mutig weiter zu arbeiten. So wurde denn 1883 der botanische Klub des Grosstals in eine kantonale Gesellschaft umgewandelt. Wir könnten also 1908 unser 25jähriges Bestehen feiern. Aber von Lorbeeren, auf denen wir ausruhen dürften, ist keine Rede; denn was wir geleistet, geht sehr schmal zusammen. In den ersten Jahren wurde noch recht fleissig botanisiert, und die Flora des Kantons Glarus von Herrn Sekundarlehrer Wirz, die nächstens in zweiter Auflage erscheinen soll, war das sichtbarste Zeichen unseres Daseins. Während andere, reichere und höher stehende Sektionen jährlich ein Jahrbuch herausgeben dürfen, konnten wir erst zwei Neujahrsblätter in die Welt ausgehen lassen. Dagegen ist einige Hoffnung vorhanden, dass wie Ihr Erscheinen vor 26 Jahren den Anstoss für Gründung eines botanischen Klubs gegeben hat, so werde Ihre diesjährige Tagung durch die Anregungen, die Sie uns bringen, uns zu neuer etwas vermehrter Tätigkeit ermuntern.

Jedenfalls werden wir mit regem Interesse Ihren Vorträgen lauschen. Dass wir als „praktische Glarner“ den heutigen Darlegungen der Herren Guye und Greinacher über die beiden Themata, die gegenwärtig von so grosser praktischer Bedeutung sind, lauschen werden, dürfen Sie

zum voraus erwarten. Aber mit nicht geringerem Interesse werden wir von einem berufenen Vertreter uns in die Geheimnisse der geodätischen Kommission, die Schweremessungen in der Schweiz, einführen lassen. Ebenso freuen wir uns schon heute, nächsten Mittwoch den Verfasser des herrlichen Buches über „Das Pflanzenleben der Alpen“ von den lachenden Gefilden der kanarischen Inseln erzählen zu hören, von Herrn Professor Schardt seinen Liebling von Marmettes uns vorstellen zu lassen und durch ihn, wie Herrn Chodat uns im Geiste in längst vergangene Zeitepochen zurückversetzen zu lassen. Indem ich allen diesen Herren zum voraus unsern besten Dank für ihre freundliche Bereitwilligkeit ausspreche, erkläre ich unsere heutige Tagung, die 91. Jahresversammlung der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft als eröffnet.